

PASSION DES MENSCHEN

Im Zusammenhang mit der Produktion Johannes Passion entstanden viele Gespräche mit den beteiligten Statisten, die aus ihrer Heimat geflohen sind.

Die hier erschienenen Texte basieren auf den Aufzeichnungen dieser Gespräche geführt von Veysel Isik mit Sylvia Ay, Philipp Harnoncourt, Yaser Hussin, Helge Lindh, Ali Mahmod, Ahlam Mohamad und Hussein Shahin.

Redaktion: Wilfried Bucholz, Julia Harnoncourt,
 Désirée Neumann, Katja Rotrekl
Fotos: Désirée Neumann, Katja Rotrekl
Übersetzung aus dem Kurdischen: Bingöl Sprachdienste





„Wir hatten wunde Füße.“

Ich bin Ahlam, ich komme aus Qamischli (der Region Rojava), aus dem Dorf Siha. Ich habe eine Schwester und drei Brüder.

Mein Name ist Yaser, mein Vater heißt Ahmet.

Wir kommen aus Rojava und sind, aus Angst, vor Armut, und auf Grund der schwierigen Verhältnisse von dort geflohen. Unser Weg hat uns über die türkische Grenze nach Bulgarien geführt, anschließend nach Serbien, Ungarn und Österreich, und jetzt sind wir hier in Deutschland.

Wir waren eine ganze Gruppe von Leuten, mit Frauen und Kindern. Eine Gruppe, die sich immer wieder trennen musste, sich verloren hat, und immer hoffte, dass man irgendwie einander wieder finden würde.

Schlepper und Polizisten, die viel Geld verlangten, uns demütigten, uns misshandelten, uns drohten. Uns einen Zettel in die Hand drückten und uns aus dem Land verjagten. Leere Versprechungen, Autos, die nicht kamen, Boote, die es nicht gab.

In Aufnahmelager gepfercht unter den abscheulichsten Bedingungen. Eine Kartoffel für zwölf Personen. In Gefängnissen, ohne Essen, ohne Trinken. In der Kälte.

Es waren viele Kilometer zu Fuß, in Autos, in Taxis, in LKW's, manchmal zu dritt im Kofferraum. Es waren zahllose Momente der Ungewissheit und Angst. Nächte, die zum Teil im Freien verbracht wurden, oder versteckt im Dreck und in Gewässern.

Wir waren müde.

Wir hatten wunde Füße.


Unsere einzige Hoffnung war Allah.

Unsere Hoffnung war, dass wir in Deutschland ein schöneres Leben, ein besseres Leben haben würden. Es ist leider nicht so wie wir uns das vorgestellt haben. Wir leiden sehr darunter. Wir haben überlegt zurückzugehen. Wir wollten vor Angst und Unterdrückung fliehen, haben aber auf der Flucht das Gleiche erfahren. Nach jedem Grenzübergang, dachten wir, dass wir wiedergeboren sind. Als wir dachten es sei vorbei, haben wir in der nächsten Etappe festgestellt, dass es noch schlimmer wird. Jetzt wissen wir auch nicht, was auf uns zukommt. Wir wissen nicht, ob wir zurückgehen werden nach Bulgarien, oder in die Türkei oder gar zurück nach Syrien. Wenn uns dieses Land nicht aufnehmen will, dann werden wir zurück nach Syrien gehen.

Was sollen wir denn hier machen? Wir haben gehofft, ärztliche Hilfe zu bekommen. Wir sind seit acht Monaten hier, und bisher ist nichts geschehen. Wir haben noch keine Bestätigung, ob wir hier bleiben dürfen, oder das Land verlassen müssen.

Vertrauen haben wir nur in Gott. Das ist Alles für uns. Wir haben einen Gott und mehr können wir nicht tun. Alle Religionen sind gleich für uns. Wir sind alle wie Brüder, es gibt keine Feindseligkeiten. Wir betrachten niemanden als Feind.

Überall auf der Welt gibt es solche Situationen, immer böse und gute Menschen, Menschen, die unterdrückt werden, und Menschen die unterdrücken. Es gibt sie überall auf der Welt. Das ist nicht fremd für uns, wir haben es durchlebt. Als wir noch in Syrien waren, war es sehr anstrengend. Wir sind stolze Menschen, mit großen Perspektiven, und dann kommen Menschen und gucken uns erniedrigend an, das verletzt unseren Stolz. Seit wir geflohen sind, kommen die Menschen zu uns und sagen „Weg, weg“ und wir gucken uns an und überlegen „Wir sind doch auch Menschen“. Das verletzt uns sehr.



Yaser: Ich habe mich für die Produktion Johannes Passion freiwillig gemeldet, um etwas abzuschalten, um gleichzeitig zu zeigen, dass ich ein friedlicher Mensch, kein böser Mensch bin.

Ahlam: Es gibt Ähnlichkeiten zwischen dem Theaterstück und dem was wir erlebt haben. Wenn die Gruppe mit ihrem Gepäck kommt, werden sie geschlagen und festgenommen, die Hälfte geht weg und die andere Hälfte verschwindet. Genau so haben wir es auch erlebt. Manche Szenen gehen mir sehr nah.

Yaser: Mein größter Wunsch ist, dass mein Land wieder eins wird und dann unabhängig wird. Ich wünsche mir auch, dass wir ein gutes Leben führen können. Mein dritter Wunsch ist, dass wir nicht in diesen Angstzuständen leben müssen, vor allem ich und meine Frau.

Ahlam: Ich wünsche mir, dass meinem Land geholfen wird, und dass das Sterben ein Ende hat. Zweitens wünsche ich mir auch, dass die Asylbewerber, die noch kein Asyl haben oder abgeschoben werden sollen, hier bleiben dürfen. Drittens würde ich mir wünschen ein Recht auf ärztliche Behandlung zu bekommen.

„Weil ich nicht studieren durfte, habe ich mich für meine Heimat und meine Rechte eingesetzt.“

Ich bin Hussein Shahin, Sohn von Ali. Ich komme aus Derik (im Gebiet Rojava). Ich habe einen Bruder und eine Schwester.

Das Leben der Menschen in Kurdistan ist schwer. Während meiner Schulzeit habe ich in den Ferien gearbeitet.

Unser Leben war vor der Revolution anders als danach. Vor der Revolution war das Leben sehr schwer. Ich gehöre zu den Menschen, die in Syrien geboren und aufgewachsen sind, die aber nicht als syrische Bürger anerkannt werden, obwohl wir seit zehn Generationen dort sind. Ohne offizielle Dokumente hatte ich keine Rechte. Obwohl ich die Schule besucht habe, bekam ich keine Zeugnisse und durfte nicht an der Universität studieren, weil man mich als Ausländer betrachtete, nicht als Syrer.

Wir jungen Leute haben uns an der Revolution beteiligt. Weil ich nicht studieren durfte, habe ich mich für meine Heimat und meine Rechte eingesetzt. Das Gemeinschaftsleben war schön. Das Leben war schwer aber wir waren glücklich.

Ich habe das Land verlassen in der Hoffnung, dass ich mich hier weiterbilden und meine Ziele erreichen kann. Es wurde mir gesagt, dass wenn ich ins Ausland gehe, ich meinen Lebensplan verwirklichen könne. Das entsprach meiner Vorstellung, denn ich wollte Politik studieren.

Unser Volk hat wenig Ahnung von Politik, in Kultur und Wissen ist es sehr zurückgeblieben.

In Rojava war ich aktiv, ich habe mich eingesetzt, Vorträge gehalten, obwohl ich noch jung war. Deswegen habe ich große Schwierigkeiten mit der Regierung bekommen, und sie drohten meiner Familie. Sie kamen zu unserem Haus, haben meinen Vater mitgenommen, weil ich mich versteckt hatte.

Es war sehr schwer. Meine Familie machte sich Sorgen um mich, und ich machte mir Sorgen um sie. Nach zwei Jahren Verfolgung und Schwierigkeiten habe ich das Land verlassen.

Ich bin illegal aus Rojava weggegangen und ging in die Türkei. Dort bin ich einige Zeit geblieben. Wir haben oft versucht, die Grenze nach Griechenland zu überqueren. Manchmal hat es geregnet, wir hatten nichts zu essen, wir mussten die Blätter von den Bäumen essen, wir haben uns verlaufen, einige Weggefährten auf unserem Boot sind in dem Fluss zwischen der Türkei und Griechenland ertrunken.

Zum Schluss haben wir die Grenze nach Bulgarien überquert. Dort kam ich dreieinhalb Monate ins Gefängnis. Man hat mich als Gefahr gesehen, weil ich mit Menschenrechtsorganisationen gearbeitet habe. Das Gefängnis war genauso wie in Syrien, eine Einzelzelle von 2x2 Metern. Wir wurden gefoltert, sie spuckten uns an und beschimpften uns. Alles das, wovor ich in Syrien geflüchtet bin, habe ich in Bulgarien wieder erlebt. Ich hatte Angst.

Von der Angst, die mich trieb mein Land zu verlassen bis hin zur Angst vor der Brutalität, der ich in Bulgarien ausgesetzt war, konnte ich nicht glauben, dass das Europa sei. Dann, dachte ich mir, will ich lieber nach Syrien zurückkehren.

Nach meiner Freilassung ging ich nach Dänemark, wo ich Freunde habe. Ich mochte das Land, die Leute waren freundlich, das Leben gut. Leider wurde mein Asylantrag abgelehnt, und bevor man mich zurück nach Bulgarien geschickt hat, bin ich nach Deutschland gekommen. Ich lebe jetzt seit etwa einem Jahr in Deutschland. Den Behörden in Deutschland habe ich gesagt, dass ich nur studieren möchte und keine finanzielle Hilfe vom Staat brauche. Zur Zeit lebe ich in der Ungewissheit, ob ich bleiben kann oder das Land wieder verlassen muss.

Meine Vorstellung nach Europa zu gehen war wie ein Schritt ins Licht. Ein schlechtes Leben verlassen und ein gutes Leben beginnen. Rechte, Anerkennung, ohne Angst und Furcht, dass jemand gleich kommt und mich umbringt. Das war es, was ich erreichen wollte. Zwar lebe ich immer noch mit der Angst, aber es ist eine andere Angst.

Wenn ich drei Wünsche frei hätte, würde ich mir zuerst wünschen, dass ich weiter studieren kann. Zweitens, wenn ich irgendwann nach Rojava zurückkehre, möchte ich ein abgeschlossenes Studium haben. Drittens wünsche ich mir, dass unser Volk in Rojava und in den anderen Landesteilen gesund und glücklich leben kann.

Ich war in Rojava immer hilfsbereit, ich hätte sogar jemandem meine Augen geschenkt, um ein Lächeln auf seinem Gesicht zu sehen. Mein Spitzname war: „Der Onkel“. Immer wenn sie mich gesehen haben, haben sie gesagt : Da kommt unser Onkel. Obwohl wir alle im gleichen Alter waren, haben sie mich als Onkel gesehen, weil ich immer hilfsbereit war.

Es gibt große Unterschiede zwischen Deutschland und Syrien. Dort kann sogar ein Verkehrspolizist einen Menschen für mehrere Jahre ins Gefängnis stecken. Eine Behörde darf alles mit dir machen, und du kannst nichts dagegen tun, das macht einen Menschen kaputt. Hier weiß jeder Mensch, dass er Rechte hat, und dass seine Rechte geschützt sind. Man gibt dir hier das Gefühl, dass man etwas wert ist.

Von unseren Leuten, die hier leben, habe ich viel gelernt. Es leben so viele Nationen in Europa, aber sie haben keinen Kontakt miteinander. Da hat es mich sehr glücklich gemacht, wenn jemand zu mir kam und mich fragte, wie er mir helfen könne, einfach weil ich auch Kurdisch spreche. Sie haben nicht nach meinem Namen gefragt, aber mir ihre Hilfe angeboten. Der Deutsche hält zwar einen gewissen Abstand zu Fremden, aber wenn sie einen kennenlernen, dann sind sie sehr hilfsbereit.

Mein Erlebnis am Theater, ist, dass die Menschen hier vereint sind, sie zeigen Respekt voreinander.

Obwohl ich die Sprache nicht kann, zeigen sie mir vollen Respekt, sie reden mit mir, zeigen kein langes Gesicht, sie sehen mich an, als ob ich einer von ihnen wäre, das macht mich sehr glücklich.

Wenn ich es schaffe, werde ich versuchen nach diesem Stück am Theater weiter zu machen, und wenn ich das nicht kann, dann werde ich die Produktion nicht vergessen.

Es gibt ein Sprichwort, das sagt: Sei nicht hart wie ein Baum, so dass du nicht brichst, und sei nicht weich wie Wasser, damit die Menschen dich nicht mit Füßen treten, sei etwas dazwischen. Ich mag dieses Sprichwort, es hat mir sehr in meinem Leben geholfen. Besonders als ich nach Europa kam.

Für mich ist Gott unabhängig von Allem, und gleichzeitig ist er überall.

Alles ist abhängig von Gott, aber Gott ist von nichts abhängig.

Gott ist über Allem.


Ich denke, ich muss meine menschliche Natur behalten, ich versuche wie ein weißes Blatt zu bleiben, so wie Gott mich erschaffen hat, keine schwarze Schrift, korrekt zu bleiben. Ich denke, das bringt den Menschen, das Leben und die Welt in Ordnung, und so ist Gott zufrieden.

Ich glaube nicht an eine bestimmte Religion, gleichzeitig versuche ich Kontakt zu den Angehörigen aller Glaubensrichtungen zu knüpfen, auch mit Glaubenskritikern.

Ich höre mir alle Parteien an, aber ich gehöre zu keiner.

Ich denke, Gott hat den Glauben erschaffen, nachdem die Menschen gesündigt haben. Warum soll ich sündigen und mich deswegen einer Glaubensrichtung anschließen?

Richtig ist, wenn ich die gute Natur behalte, und niemanden ungerecht behandle, so muss ich mich keiner Religion anschließen. So sein wie Gott mich erschaffen hat.



Das Leben geht immer weiter, es gibt gute und schlechte Zeiten, aber man muss dankbar sein. Ich bin von einem Ort geflüchtet, weil meine Existenz gefährdet war. Seitdem ich in Deutschland bin, habe ich noch keine Gewissheit wie es weiter geht, aber ich bin dankbar sonst würde daran gehe ich nur kaputt, man muss seine Dankbarkeit zeigen, denn nach den dunklen Wolken scheint wieder die Sonne.



„...wenn keine Freiheit da ist, dann muss der Mensch dafür kämpfen.“

Ich heiße Veysel Isik.

Ich komme aus Nord Kurdistan, das in der Türkei liegt. Wir sind 10 Geschwister, einige meine Brüder leben in türkischen Städten, einige leben mit meiner Mutter im Dorf, und ich bin seit 12 Jahren in Deutschland.

In Kurdistan habe ich in einem kleinen Dorf gelebt. Die Leute dort haben Schafherden, Rinder und Lasttiere. Sie arbeiten auf den Äckern und in der Landwirtschaft.

Ich bin in solch einer Familie zur Welt gekommen. Ich bin im Dorf zur Grundschule gegangen, danach habe ich die weiterführende Schule meines Dorfes besucht.

In jener Zeit war das Kurdentum verboten, niemand durfte sich als Kurde bezeichnen.

Die kurdische Befreiungsbewegung kam damals langsam zu Stande, und das Volk begann seine kurdische Identität zu zeigen.

Sowie all meine Mitschüler, war es auch mein Ziel, dass ich studieren gehe und einen Job finde.

Als ich mit der Schule in meiner Stadt fertig war, schickte mich mein Vater in die Türkei, um mich weiter zu bilden, und damit ich mich nicht der kurdischen Bewegung anschließe. Trotzdem blieb ich dem Kurdentum nah verbunden und habe in kurdischen Parteien mitgewirkt, sowohl bei Aktivitäten als auch in Zeitungen.

Ich beendete die Schule und begann an der Uni zu studieren. Daraufhin war ich politisch sehr aktiv und habe als Journalist gearbeitet. Mein Studium habe ich abgebrochen, als es möglich war sich für Kurdistan in der Türkei stark zu machen. Dann habe ich das Land verlassen.

Ich war gezwungen mein Land zu verlassen, weil ich als Journalist in verschiedenen Zeitschriften unter meinem eigenen Namen gearbeitet habe und gegen mich Klage erhoben wurde.

Ich wurde inhaftiert. Der Staat wollte keine Aktivisten mehr im Lande haben.

Sie wollten entweder, dass man sich der Guerilla anschließt oder das Land verlässt. Sie dachten, wenn man sich der Guerilla anschließt, wird man sowieso irgendwann getötet oder man verlässt das Land, und hat keine Beziehung mehr dazu.

Sie zwingen die Menschen, ihre Heimat zu verlassen.

Als ich als Journalist gearbeitet habe, haben wir eine Firma gegründet und unter diesem Namen haben wir unsere Zeitschriften herausgegeben. So habe ich Kontakte zu Menschenrechtsorganisationen in Europa aufgebaut.

Ich habe eine Einladung aus Italien bekommen, um an einer Konferenz für Medien teilzunehmen.

Ich ging zu Behörden und konnte einen Reisepass und ein Visum bekommen.

Von Italien bin ich nach Deutschland gekommen.

In Deutschland habe ich einen Asylantrag gestellt, der in kürzester Zeit anerkannt wurde, und seitdem lebe ich in Deutschland.

Wäre es mein Ziel gewesen, einen Job zu finden, hätte ich das auch in meiner Heimat tun können. In der Politik waren die Chancen noch besser.

Der Mensch kann studieren, als Angestellter oder in der Behörde einen Job finden.

Aber da ich Aktivist war, war das nicht mehr denkbar.

Ich wusste, dass, wenn ich nach Deutschland oder in ein anderes Land gehen würde, meine Rückkehr in die Heimat sehr schwer werden würde. Ich hatte also zwei Möglichkeiten - entweder muss ich ein, zwei Jahre oder noch länger im Knast sitzen, oder ins Ausland gehen.

Ich wollte nicht ins Gefängnis gehen. Es war keine leichte Entscheidung, auch wegen der Menschen, die um mich weinten, als ich wegging.

Durch meine Arbeit in den Medien, und auch durch die Erzählungen meiner Verwandten, die in Europa lebten, kannte ich das Leben der Europäer ein bisschen.

Ich habe aber keine große Hoffnung gehabt.

Was hofft man, wenn man seine Heimat verlässt? Dass man eine Arbeit findet, ein besseres Leben, dass keiner dich unterdrückt.

Bezüglich des Asylverfahrens lief alles reibungslos, aber auch hier werden Dir Steine in den Weg gelegt, wenn Du in der kurdischen Bewegung aktiv bist.

Und wenn du später die Staatsbürgerschaft beantragen willst, wird dir gesagt: „Nein, du warst hier für die kurdische Bewegung aktiv, darum wird dein Antrag erstmal verlangsamt.“

Oder wenn du ein junger Mann bist und arbeiten möchtest, oder Dich in deinem Beruf weiterbilden möchtest, wird Dir ebenfalls das Leben erschwert.

Damals, als ich die deutsche Sprache lernen wollte, sagte mir der Sachbearbeiter im Sozialamt: „Nein, du musst arbeiten gehen“.

Es gibt viele Schwierigkeiten, es ist nicht wie man gehofft hat, ich habe mein Land nicht freiwillig verlassen.

Aber wenn man das Land vergleicht, mit dem Land wo man her gekommen ist, ist es schon ein großer Unterschied.

Ich folge immer der Freiheit, für mich das beste Wort: Freiheit.

Ich bin ein entspannter Mensch und werde nicht leicht aus der Ruhe gebracht.

Meine Freunde sagen, du bewahrst deine Ruhe, auch wenn die Welt zu Grunde geht.

Das wichtigste für mich ist die Freiheit, also nicht nur für ein bestimmtes Land und einen Prozess, sondern Freiheit in allem was existiert. Freiheit in der Beziehung zwischen Mann und Frau, wenn keine Freiheit da ist, dann muss der Mensch dafür kämpfen.

Wenn ich drei Wünsche frei hätte, dann würde ich als erstes in mein Dorf zurückkehren und mit meiner Mutter und meinen Geschwistern leben.


Zweitens würde ich mir wünschen, der Hektik des Alltags fern zu bleiben. Das ist fast noch schlimmer als Haft. Als drittes würde ich mir wünschen, dass jeder Mensch gegen Unterdrückungen kämpft, egal ob diese Unterdrückung von Personen oder von Mächten kommt.

Für mich gibt es keinen Unterschied zwischen dem Leben hier und dem in der Heimat. Vielleicht könnte mein Leben in der Heimat sogar besser sein. Hier ist das Leben mobil, alles ist mobil und industriell, darum erstickt das Leben auch, wenn es viel Schnee gibt. In unserer Heimat ist es nicht so, dort gibt es andere Möglichkeiten. Hier richtet sich alles nach Gesetzen, jeder macht seine Arbeit und mischt sich nicht in die Angelegenheiten der Anderen ein. Bei uns ist das anders, jeder mischt sich ein.

Jetzt bin ich in diesem Stück dabei, das vom Leben Jesu erzählt. Ich habe mich beworben und ich wurde angenommen. Zum Teil proben wir zusammen. Für mich ist das eine gute Erfahrung. Meine Meinung hat sich durch die Arbeit jetzt auch verändert. Meiner Ansicht nach, ist unser Leben ein Theaterstück, das hat sich hier bestätigt.

Ich stelle das Stück nicht in Frage, ich erzähle es. Aber was wird danach passieren? Durch dieses Projekt habe ich Beziehungen mit Deutschen aufgebaut, mit anderen Menschen. Es zeigt, dass Kunst und Kultur Menschen verbindet.

Das was hier auf der Bühne gespielt wird, geschieht dort im realen Leben zwischen dem Volk und der Regierung und den Polizisten. Die Worte „Weg, weg, weg“ auf der Bühne erinnern mich an meine Heimat. Oder wenn gesagt wird „Wir haben ein Gesetz“ an das man sich halten muss, da erinnere ich mich daran, was die Polizisten zu mir in der Haft sagten: „Wir haben Gesetze, du kannst nicht gegen sie verstoßen oder sie mit den Füßen treten. Was ich hier auf der Bühne erlebe, kommt mir nicht fremd vor.“



Gott ist ein spirituelles Bedürfnis, eine seelische Beziehung. Es ist etwas Spirituelles, was über Generationen vererbt wird. Ich glaube, es ist eine Macht, die das ganze Leben und das Universum ordnet, für mich ist das Gott. Und der Glaube bedeutet Gesundheit und Reinheit. Wenn der Glaube so ist, habe ich davor Respekt und würde mich zum diesem Glauben bekennen.

Wenn der Glaube allerdings im Namen fragwürdiger Ideale missbraucht und verwendet wird, kann ich mich dem nicht anschließen. Ich denke, dass alle Religionen dazu da sind, um die Menschen zu befreien und das Böse zu verhindern, aber wie die Menschen damit umgehen, ist ihnen überlassen.



„Ich kann keine Antwort auf die Frage geben, ob es einen Gott gibt.“

Ich heiße Ali Mahmod. Ich komme aus Qamischli (im Gebiet Rojava) in Syrien. Ich bin der einzige Sohn aber ich habe noch zwei Schwestern. Meine Eltern leben noch in Qamischli. Eine Schwester ist verheiratet und hat einen Sohn. Ich habe das Abitur im naturwissenschaftlichen Zweig abgeschlossen und danach Bauingenieurwesen studiert. Im Jahr 2013 habe ich das Studium abgebrochen, weil die Universität in Aleppo war, und die Lage dort nicht sicher war. Deswegen konnte ich nicht mehr nach Aleppo fahren. Dann bin ich ein Jahr in Qamischli geblieben. Am 15.08.2014 habe ich Qamischli verlassen. Ich kam zu Verwandten in die Türkei. Ich hatte einen Freund in Istanbul. Ich bin zu ihm gegangen. Wir haben dort einen Schlepper gefunden, der uns nach Deutschland bringen sollte. Er hat mir gesagt: „Du wirst übermorgen abreisen.“ Zwei Tage später, als der Tag kam, fragte ich ihn ob wir nun abreisen. Er sagte: „Nein, noch nicht. Du mußt noch ein paar Tagen warten.“ Er hat immer Ausreden gehabt: „Heute ist das Flugzeug nicht gelandet. Heute ist dies und das passiert...“. Wir haben einen anderen Schlepper gefunden, sogar mehrere. Alle haben das gleiche gesagt. Ich bin eineinhalb Monate in Istanbul geblieben. Ich wollte mit dem Flugzeug nach Deutschland kommen. Es gibt auch viele Menschen, die über den Wasserweg oder zu Fuß kommen. Ich bin mit dem Flugzeug nach Slowenien geflogen. Ich hatte einen gefälschten Pass, und einen echten Pass dabei. Der syrische war echt. Ich dachte, wenn ich den gefälschten zeigen würde, würde sich meine Lage verschlechtern. Ich habe den syrischen Pass gezeigt. Sie haben mich zwei Tage lang festgenommen. Nach diesen zwei Tagen haben sie mich entlassen und mir einen Ausweis gegeben. Sie sagten, dass ich überall in Slowenien hingehen darf. Dann haben wir Kontakt mit einem jungen Mann aufgenommen. Er hat für uns ein Busticket gebucht, mit dem ich nach Frankfurt kam.

Von dort fuhr ich zu meinem Onkel nach Dortmund, wo ich Asyl beantragte.

Wir hatten ein anderes Bild von Deutschland, als das was wir hier gesehen haben. Wir wussten nicht was ein Heim ist, dass man einen Asylantrag stellen muss, und dass es schlecht ist, wenn Fingerabdrücke in einem anderen Land registriert wurden. Ich dachte: „Ich bleibe bei meinem Onkel, bis ich den Aufenthalt und einen Pass bekomme und dann setze ich mein Studium fort.“ Ich habe es mir viel einfacher vorgestellt. Aber nachdem ich hier ankam stellte ich fest, dass es nicht so einfach ist. Wir mussten ins Heim. Wir haben das von Deutschland nicht erwartet. Ich konnte hier immer noch nicht mit dem Studium beginnen.

Wir haben nicht so viel Kontakt mit den Deutschen, nur wenn wir zu Behörden gehen, zum Ausländeramt, zum Sozialamt, zum Jobcenter oder zu einem Rechtsanwalt. Hier wissen wir dass wir Rechte haben. Hier sehen wir, dass es noch Menschenrechte gibt. Hier bekommen wir unsere Rechte. Das ist sehr schön. Sowa haben wir in der Heimat nicht erlebt, besonders wir, die Kurden. Wenn wir unsere Papiere bei den Behörden erledigen wollten, dauerte das tagelang oder sie wurden zum Schluss gar nicht erledigt, weil wir Kurden sind. Es ist schön, dass sie uns hier unsere Rechte geben und zeigen, dass sie uns mögen. Aber bis jetzt haben wir nicht so viel Kontakt zu den Deutschen. Wir sind im Heim und im Heim sind alle Ausländer wie wir.

Am Anfang war es für mich sehr schwer hier. Hier wird eine andere Sprache gesprochen, die ich nicht gut verstehe.

Ich habe noch nie alleine gewohnt, und es fällt mir schwer, alltägliche Aufgaben alleine zu bewältigen. Zuhause war immer jemand da.

Es war nicht schön die Heimat zu verlassen, aber dort konnte ich mein Studium nicht fortsetzen.

Mein Vater und meine Familie haben mir geraten nach Europa zu gehen, um dort mein Studium abzuschließen. Mir war klar, dass es keine Rückkehr geben wird.

Die Entscheidung zu gehen war sehr schwer, aber meine Eltern wollten, dass ich gehe, weil viele junge Männer in die Freie Syrische Armee eintreten oder sich diesen unmenschlichen Milizen anschließen. Viele von ihnen wurden gekidnappt oder haben ihr Leben verloren. Aus diesem Grund war ich damit einverstanden, die Heimat zu verlassen. Ich wollte auch nicht sterben. Viele unserer Freunde sind verschwunden. Was das Töten angeht, haben wir das oft erlebt, in Qamischli selbst nicht, aber in den umgebenden Orten. Ich habe vieles gesehen, diese Bilder gehen mir nicht aus dem Kopf.

Ich werde über einen Onkel von mir erzählen. Das war einer, der uns vor unseren Freunden erniedrigen wollte. An einem Tag saßen wir in unserem Laden in Qamischli. Wir haben ein Geschäft für Wasserpumpen und Ähnliches. Da kam mein Onkel und fragte: „Was macht ihr hier?“ Wir haben geantwortet: „Wir arbeiten hier.“ Da fing er an, uns auszuschimpfen und beklagte sich über uns bei einem Nachbarn, der auch da war, und sagte, dass wir nie echte Männer werden würden. So war unser Onkel. Er hat uns immer vor anderen Menschen erniedrigt. Ich weiß nicht warum. Ich habe das meinem Vater erzählt, und mein Vater war darüber verärgert. Er rief meinen Onkel zu sich und fragte, warum er sowas macht. Das war Grund genug, dass der Kontakt zwischen meinem Vater und meinem Onkel abbrach, aber nachher haben sie sich wieder versöhnt.

Meine Freunde, mit denen ich aufgewachsen bin und Zeit verbracht habe, bis ich 20 Jahre alt war, sind nicht mehr da. Dort waren wir sieben, acht Freunde. Wir waren immer zusammen, mal spielten wir, mal waren wir bei diesem Freund, mal bei dem anderen zum Abendessen, haben Spaß gemacht und waren zusammen in der Schule und bei der Arbeit. Jetzt ist jeder von uns in einem anderen Land. Das ist sehr schwer für mich. Nur ein Freund ist in Rojava geblieben, der Rest ist irgendwo anders. Wir haben nur über Telefon Kontakt oder beim Chatten. Das ist für mich sehr hart.

Es sind hier neue Freundschaften entstanden. Wenige Leute kommen aus Qamischli. Aber es gibt Leute aus den umliegenden Dörfern oder welche aus Syrien. Ich habe hier Freunde aus Aleppo, Damaskus und aus Nord- oder Süd-Kurdistan. Das ist für mich ein großes Ereignis.

Dort wächst man zusammen auf, auf derselben Straße, man kennt einander gut, man kennt die Familien. Hier hat man Freunde von überall. Das ist für mich neu.

In der Zukunft werde ich auch mit den Leuten vom Theater in Kontakt bleiben und immer wieder hierher kommen, wenn ich Gelegenheit dazu finde. Denn das hat mich sehr glücklich gemacht.

Ich habe mir meine Religion nicht ausgesucht. Hier darf man sich seinen Glauben aussuchen. Ich bin als Muslim geboren und meine Großväter waren Muslime. Da muss ich auch ein Muslim bleiben. Ursprünglich waren wir Zaratrustra-Anhänger, aber als die Muslime in unser Land kamen, haben sie uns gezwungen, Muslime zu werden. Ich selber sehe mich nicht als Muslim. Das ist nun schon das zweite Mal, dass ich das sage. Das erste Mal habe ich das vor meinem Vater gesagt. Ich sehe, dass der Islam nicht die passende Religion für mich ist, weil wir mit Gewalt Muslime geworden sind.

Die Menschen sagen, dass es einen Gott gibt. Darüber habe ich bis jetzt nicht nachgedacht. Ich kann keine Antwort auf die Frage geben, ob es einen Gott gibt.

Aber wir Kurden haben unsere eigenen Bräuche. Wir können nicht wie die Deutschen werden. Wir finden uns in dieser Kultur noch nicht wirklich zu recht. Wir haben unsere eignen Bräuche und die Deutschen haben ihre. In unserer Heimat hatten wir z.B. keine Beziehung zu Mädchen, aber hier bauen sie Beziehungen zu uns auf und werden unsere Freunde. Sie machen Sachen, die einen glücklich machen.

Mein größter Wunsch wäre es, wieder nach Rojava zurückzugehen, Rojava wiederzusehen. Dann würde ich mir zweitens wünschen, meine Mutter wiederzusehen und drittens mein Studium weiter zu verfolgen.

Ich bin Ali, der alles entdecken möchte.

„Eigentlich habe ich nur einen Wunsch...“

Ich heiße Silvia Ay. Ich bin 54, und ich bin mit einem Kurden verheiratet.

Dadurch habe ich viel Kontakt mit den Kurden und zur Familie meines Mannes, die teilweise nun auch hier ist. Wir sind glücklich, dass sie jetzt hier sind.

Auf der Flucht passiert viel zu viel. Ich habe alles mitbekommen. Einige von ihnen brauchten besondere Behandlungen. Aber das gibt es da alles nicht mehr.

Vor der Grenze wurden sie von einem Italiener angesprochen, der sie mitgenommen hat und mit ihnen im Zug nach Deutschland gefahren ist.

Er hat uns dann angerufen und mein Mann hat sie abgeholt.

Wir mussten nach Dortmund in eine Einrichtung. Dort hat mein Mann seinen Pass abgegeben und gesagt, er möchte, dass sie in seine Nähe kommen.

Sie sind erst nach Karlsruhe geschickt worden, sind jetzt in Göppingen, und haben das Dublin-Verfahren bekommen. Wir haben natürlich riesige Angst, dass das schief geht.

In so einem Heim zu leben ist schwierig.

Y. hat eine Krankheit. Er sollte untersucht werden, aber dadurch, dass der Asylantrag läuft, ist die Untersuchung viel zu teuer. Es wurde uns gesagt, man solle die Untersuchung nach dem Antrag machen. Dann hat sich eine Ärztin für ihn eingesetzt, und die Untersuchung wurde auf Juni vorverlegt.

Im Heim leben sie wie in einer Abstellkammer, in ganz kleinen Zimmern. Es stellt eine große Belastung für sie dar.

Die Gefängnissszene im zweiten Teil der Johannes Passion ist Y. sehr nahe gegangen. Es hat sie an Sachen erinnert, die in Bulgarien passiert sind. Dort hat man die Leute eingesperrt und alle drei Tage etwas zu essen gegeben. Mit kaum Wasser und kleinen Kindern, die immer nur geschrien haben, weil sie Hunger hatten. Die Menschen wurden teilweise geschlagen.

Von Deutschland haben Sie sich nicht so viel erwartet. Sie sind genügsam und ganz anders als wir Europäer. Sie brauchen nicht so viel, nur dass sie bei uns in der Nähe sein können, vielleicht ein größeres Zimmer. Aber sonst wollen die gar nicht mehr. Wenn man ihnen etwas kaufen möchte, ist es Ihnen unangenehm. Sie haben nicht so große Anforderungen wie wir, und sind mit allem genügsamer als wir.

Eigentlich habe ich nur einen Wunsch. Ich wünsche mir, dass das Dublin-Verfahren gut ausgeht. Aber wenn es noch mehr sein dürfte, dann würde ich mir wünschen, dass Sie eine schöne Wohnung haben können und in unserer Nähe sein können.





„Man muss in gewisser Hinsicht auch verrückt sein,
weil sich sonst nichts ändert.“

Mein Name ist Helge Lindh. Ich bin Vorsitzender des Wuppertaler Integrationsrates. Ich habe selber mit einer großen Veranstaltung hier im Opernhaus die Initiative „In unserer Mitte“, gegründet und bin in dem Zusammenhang in der Flüchtlingsarbeit aktiv. In dem Kontext hat sich auch die Zusammenarbeit mit der Johannes Passion ergeben. Hauptamtlich arbeite ich als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Landtag.

Grundsätzlich ist die Idee von „In unserer Mitte“ ist, Flüchtlingen die Möglichkeit zu geben mit zu machen, sich hier zu engagieren, sich zu entfalten, nicht gezwungen zu sein, einfach nur Sprachkurse zu machen und zu Ämtern zu gehen, sondern sich auch kulturell einbringen zu können. Und die Idee war dann mit den Wuppertaler Bühnen zusammenzuarbeiten. Da ergab sich der glückliche Zufall, dass der Regisseur, Herr Hannoncourt, Interesse hatte die Johannes Passion auch mit Leuten zu machen die selber Flucht erlebt haben.

Wir haben in verschiedenen Ländern, gerade im Nahen Osten, aber auch in Afrika extreme Krisen, Kriege, Flucht, extreme Gewalt, riesige Vertreibungsbewegungen, d.h. eine fundamentale Krise vor der Millionen von Menschen auf der Flucht sind, abertausende ermordet wurden, verfolgt und gefoltert werden. Es ist eine dramatische Situation deren Ursachen man ergründen muss, aber eine Situation die man auch annehmen muss. Es ist nicht hinzunehmen, dass so viel Menschen auf der Flucht sterben oder gar nicht die Möglichkeit haben, zu fliehen, in Lagern festsitzen, im Mittelmeer ertrinken oder unter erbärmlichsten Umständen leben. Europa muss Wege finden, diesen Menschen auf der Flucht Perspektiven zu öffnen. Das kann nicht alleine dadurch gehen, dass man Grenzen immer höher baut und das Sicherheitssystem perfektioniert. Es wird auch nicht alleine dadurch gehen, dass man das Schlepperwesen unterbindet, oder Schlepperschiffe zum Untergehen bringt oder sonstiges.

Es müssen Wege gefunden werden, die Ursachen zu bekämpfen, aber den Menschen die jetzt auf der Flucht sind, in Südeuropa, im Heim, im Lager, in Syrien, im Irak, im Libanon, in der Türkei, Möglichkeiten zu geben. Man muss für sie humanitäre Perspektiven finden.

Das Grundproblem ist dieses Dublin 3 Abkommen, weil es im Grunde heißt: wer durch ein „sicheres“ Land wie Bulgarien, Griechenland etc. einreist, muss dort Asyl stellen, und die anderen Länder können in diese Länder abschieben. Und auf Dauer funktioniert das nicht, weil z.B. Menschen hier Verwandte haben und aus vielen anderen Gründen hierher möchten: medizinische Behandlungen, diverse Perspektiven, ihre Angehörige etc. Aber sie haben, außer sie fliegen oder bekommen ein Visum, de facto keine Möglichkeit, legal nach Deutschland einzureisen. Das ist ein riesiges Problem. Das ist meines Erachtens auch nicht verantwortbar, zumal z.B. in Bulgarien Flüchtlinge nach vielen Berichten häufig nicht menschlich behandelt werden. Man muss letztlich Wege finden, dass Menschen, die auf der Flucht sind, auch legal mit humanitären Visa nach Deutschland oder Frankreich, nach Schweden usw. einreisen können. Natürlich müssen alle europäischen Länder sich dieser Verantwortung stellen. Es kann nicht so sein, dass 80% sagen: „Nee, wir nehmen keine Flüchtlinge auf! Sollen die anderen erst mal machen.“ Wenn man sieht, dass im Libanon über eine Million Flüchtlinge leben, in der Türkei auch Millionen, dann muss auch der Rest Europas in der Lage sein, diese Frage anders anzugehen als das momentan geschieht.

In Deutschland gibt es verschiedene Arten von Asyl, großes Asyl, kleines Asyl, Menschen die nach der Genfer Flüchtlingskonvention subsidiären Schutz erhalten, und Abschiebungsverbote haben. Es gibt unzählige Titel und verschiedene Formen, und das ist schon sehr kompliziert. Und de facto bedeutet das wenn Personen per Asyl da sind, dass sie erst in zentralen Unterbringungseinrichtungen sind, dann in Ertsaufnahmeeinrichtungen, dann teilweise in Notunterkünften und dann verteilt werden auf die Städte.

Es ist für die Menschen ein sehr belastender Weg. Sie sind oft in größeren Einrichtungen, dann in kleineren Städten, wie hier in Wuppertal. Glücklicherweise werden sie dann sehr schnell in Privatwohnungen untergebracht. Aber zuerst ist für die Menschen oft die Perspektive, dass sie mit vielen andern zusammenleben müssen, unter erbärmlichen Bedingungen und viel mit Behörden zu tun haben. Das ist sehr anstrengend und belastend, weil sie die Sprache nicht kennen, weil sie das Rechtssystem nicht kennen. Wenn man schon als Deutscher, der die Sprache perfekt beherrscht, diese Regeln nicht versteht, ist das für jemand, der von außen kommt, eine große Anstrengung damit zurecht zu kommen, das ganze System zu verstehen, zu begreifen welche Rechte und Ansprüche man hat, was zulässig ist und was nicht. Wer hierher kommt muss hier einen großen Berg behördlicher Aufgaben bewältigen und hat erstmal mindestens drei Monate auch nicht das Recht zu arbeiten. Nach dem dritten Monat kann man inzwischen mit bestimmten Auflagen arbeiten. Außerdem haben Asylbewerber z.B. keinen Anspruch auf einen Integrations- und Sprachkurs, was ich für falsch halte. Und so haben sie möglicherweise monatelang, teilweise jahrelang keinen Rechtsanspruch, die Sprache zu lernen, obwohl es sinnvoll wäre, um auch was tun und sich engagieren zu können, sich eine Zukunft aufzubauen, selbst wenn sie das Land wieder verlassen. Menschenwürde bedeutet, den Menschen ganz früh die Möglichkeit zu geben Sprach- und Integrationskurse zu besuchen, sehr schnell arbeiten zu können und eine Ausbildung zu machen.

Das Ziel unserer initiative „In unserer Mitte“ ist, dass Flüchtlinge nicht Flüchtlinge sind, sondern dass das Menschen sind, wie du und ich, d.h. dass sie nicht diesen Stempel haben: „Flüchtling“, sondern dass sie eine Arbeit finden können, eine Wohnung haben, sich ihre Träume verwirklichen, Erfolge haben, scheitern, Sport machen, sich kulturell verwickeln... Das muss der Sinn sein. Dass sie normal leben können, in mitten der Gesellschaft und nicht irgendwie am Rande, in Sonder- einrichtungen.

In dieser Stadt läuft das schon sehr gut, da versucht das Zuwandererressort sehr viel zu machen. Die ermöglichen ihnen sehr oft, auch wenn sie keinen Anspruch haben, Sprachkurse zu machen. Natürlich gibt es auch rechtliche Einschränkungen. Es gibt z.B. auch psychosoziale und psychotherapeutische Betreuung, aber das Bundesrecht schränkt das stark ein. D.h. nicht wirklich alle, die dessen bedürfen, bekommen psychologische Betreuung. Die bekommt nur ein kleiner Bruchteil. Es gibt hier in der Stadt die dezentrale Unterbringung, d.h. die Leute wohnen sehr schnell in Wohnungen, nicht im Heim, was wichtig ist. Sie haben dann Nachbarn, sie lernen andere Leute kennen, sie haben Privatsphäre. Neben der Diakonie, der Caritas, dem AWO, gibt es privates Engagement und das versuche ich jetzt auch zu machen, also dass Leute ihnen ehrenamtlich helfen die Sprache besser zu lernen. Aber solche kulturellen Projekte finde ich besonders spannend. Da kann man sich einbinden bei Theaterprojekten, Schauspiel, Film, Sport, bei Ausstellungsprojekten, zusammen Musik machen, Ideen entwickeln... Dabei muss es eigentlich so sein, dass alle gleichberechtigt sind, nicht der gute Deutsche hilft einem Flüchtling, sondern wir beide lernen voneinander. Wir, die jetzt nicht fliehen mussten, können auch etwas lernen. Die Leute kommen mit einer Erfahrung her, mit einer Biographie, mit Berufen und Anderem.

Diese Stück greift das Thema Flucht auf, das der Regisseur hiermit verbunden hat. Hier müssen diejenigen, die teilnehmen, die Opernsänger, aber auch die Statisten und Menschen, die selber Flüchtlinge sind, sich damit auseinandersetzen, was für einige schmerzlich ist, für andere aber wichtig, um es zu verarbeiten. Andererseits lernt auch der Regisseur, lernen die Techniker, die Schauspieler, die Opernsänger, weil miteinander gesprochen wird, weil es eben nicht nur Kunst ist. Es ist Realität. Sie begegnen den Leuten. Sie sind leibhaftig vor ihnen. Es sieht nachher nichts mehr so aus, wie es vorher war, weil es so unmittelbar geworden ist. Man kann dem nicht mehr ausweichen. Die Opernsänger, die da mitgemacht haben, haben etwas erlebt, was sie sonst nicht erlebt hätten.

Flüchtlinge konnten zum Kunstwerk beitragen. Sie sind nicht irgendwie Bittsteller, die um einen Antrag kämpfen müssen, sondern sie tragen hier zu dem Gelingen und dem Erfolg bei, mit ihrem Spiel, mit ihren Ideen und ihren Anregungen. Das ist das interessante, was dann passiert, was daraus erwächst, was das mit den Menschen macht, das es nicht mehr darum geht: hier Deutscher, da Flüchtling, sondern darum, dass man gemeinsam an einem Kunstprojekt, an einer Aufführung, arbeitet.

Das Schauspielhaus wird im Herbst mit Menschen, die geflohen sind, etwas zusammen machen. Dabei wird es darum gehen, dass Menschen die selber gerade jetzt geflohen sind, zusammen mit Schauspielern und Schriftstellern Theaterstücke erarbeiten, erstmal ihre eigene Geschichte erzählen. Es wird darum gehen: Wieso bin ich geflohen? Was habe ich erlebt? Miteinander zu sprechen, Texte zu entwickeln und letztlich auf die Bühne zu bringen. Hier, im Opernhaus, muss man sehen was sich ergibt. Der Regisseur ist jetzt erstmal nur für dieses Stück hier, aber ich gehe davon aus, dass sich noch etwas anderes ergeben wird. Wir werden im Juni auch eine Führung durchs Haus machen, für viele, die auf der Flucht sind, damit sie das Opernhaus mal kennenlernen. Im Juni wird das Symphonieorchester extra ein Konzert spielen für diese Gruppe, so dass sich dann Schritt für Schritt Türen auftun.

Was ich mir akut sehr wünsche ist, dass sich die schwierigen Situationen von Familien, die ich begleite, positiv auflösen, dass sie hier mindestens für mehrere Jahre sicher leben können und dass sich ihre Hoffnungen und Erwartungen, die gar nicht so groß sind; in Sicherheit leben, nicht mehr verfolgt werden, nicht erleben müssen, dass sie getötet werden, erfüllen. Der zweite Wunsch wäre, dass sich aus diesem Projekt und denen, die parallele laufen, immer mehr ergibt und dass wir das künftig so sehen, dass das eine gegenseitige Geschichte ist. Nicht nur, dass der eine der Helfer ist und dem anderen geholfen wird, sondern dass es umgekehrt ist. Dass auch die hier von den Flüchtlingen lernen.

Der dritte Punkt muss sein, dass ganz Europa seine Flüchtlingspolitik überdenkt, dass es so nicht weiter geht und dass die Lösung nicht sein kann, dass wir die Grenzsicherung und FRONTEX immer weiter verbessern und militärisch gegen Schlepper vorgehen sondern, dass wir wirklich ein Konzept entwickeln, um Lebensmöglichkeiten und menschenwürdige Bedingungen zu schaffen.

Man muss in gewisser Hinsicht auch verrückt sein, weil sich sonst nichts ändert.



„...wir können die Schicksale dieser Menschen nicht einfach nur nachspielen, sondern wir sollten uns auch mit ihnen zusammentun.“

In meiner Arbeit am Theater habe ich schon die verschiedensten Dinge gemacht: ich inszeniere, mache Bühnenbilder, und immer wieder beschäftige ich mich mit allem, was mit dem Licht und seinen Möglichkeiten zu tun hat. Ich bin eigentlich schon sehr lange am Theater, seit dreißig Jahren und mache natürlich sehr verschiedene Stücke, manchmal sind es Operetten, lustige Sachen, manchmal sind es ganz normale klassische Opern und ich mache sehr gerne moderne Opern und manchmal eben auch solche Sachen wie dieses Projekt hier, wo es sich ja um gar keine Oper handelt, sondern um die szenische Umsetzung von einem religiösen Werk, das irgendwann mal in der Kirche uraufgeführt wurde.

Es ist zwar eine Art Musiktheater, aber nicht als Operntheater gedacht: etwas wie Theater vor dem inneren Auge. Am Anfang habe ich ziemlich lange gebraucht, um mir vorzustellen, was man da machen kann und vor allem auch wozu man das tut, was das für einen Sinn auf der Bühne erfüllt.

Irgendwann wurde mir klar, dass ich in dem Stück gerne noch zusätzliche Leute auf der Bühne haben möchte, ein zweiter Chor, eine andere Gruppe, die die andere Seite des Geschehens sichtbar macht, die aus einer anderen Perspektive auf die Vorgänge schaut und dabei wiederum auch selbst beäugt wird.

Wir sprechen hier über ein Werk, das ich für eine lebendige Frage halte: es ist kein abgeschlossenes Werk, sondern es ist eine Frage, eine Frage an uns alle - an die, die das machen genauso wie an die, die zuschauen. Daher dachte ich es wäre gut, relativ normale Menschen auf der Bühne zu haben, keine Leute die etwas vorspielen, vor allem nicht richtig gut vorspielen. Das war der eine Gedanke. Auch z.B. die Natürlichkeit der Bewegungen, die Natürlichkeit des Sprechens zu suchen von Leuten, die nicht Theater spielen können und nicht wollen, sondern die ihre Stimme spielen lassen.

Und die andere Sache war, dass ich das Ganze gerne mit der Region verbinden würde, in der die biblische Geschichte passiert ist, dem Nahen Osten. Vor allem aus dem Grund, weil dort diese Fragen für mein Gefühl immer noch ziemlich lebendig sind, die Frage von Zusammenhang von Religion und Leben: Man geht für Gerechtigkeit auf die Straße, es treten religiöse Führer auf, die auch soziale Fragen aufgreifen, man schlägt sich wegen religiöser Fragen auch schon mal oder tötet sogar. Man hat eine Leidenschaft für Religion, auch in einem positiven Sinn, nicht nur negativ. Und dann zeigte sich, dass diese Geschichte die erzählt wird, von Jesus, diesem Propheten und Revolutionär und Anführer, einem Menschen der andere begeistert hat, dass das doch viel mehr zu tun hat mit uns, mit unserer heutigen Zeit, mit den Entwicklungen heute, mit den Fragen von Flüchtlingen und Migranten. Da wurde mir einfach gefühlsmäßig klar: da gehören diese Leute selbst auf die Bühne - wir können die Schicksale dieser Menschen nicht einfach nur nachspielen, sondern wir sollten uns auch mit ihnen zusammentun, indem wir Leute suchen, die von diesen Dingen betroffen sind, und die auf die Bühne stellen. Ich weiß natürlich, dass das ein schwieriges und riskantes Vorgehen ist. Ich will sie ja nicht auf die Bühne stellen, um sie wie seltene, skurrile, gefährliche oder „ausländische“ Tiere vorzuführen. Letztlich kann ich nur von dem, was jetzt passiert, ausgehen, und das, was passiert, gefällt mir sehr: Diese Leute bringen das hinein, was ich mir erhofft habe, sie bringen ein kritisches Moment, sie schauen mit uns auf das, was wir tun, wir müssen mit ihnen vernünftig umgehen, sie brauchen einen Platz, sie haben eine andere Sprache als wir, und wir können uns nicht so leicht verständigen. Alles das, was durch diese Statisten, die wir gefunden haben, an Fragen zusätzlich in das Stück hinein kommt, tut uns und unserer Arbeit an dem Stück einfach sehr gut.

Durch unsere Statisten habe ich sehr viel gelernt, weil sehr schnell klar wurde, dass alles, was Jesus in der Johannespassion widerfährt, Dinge sind, die diesen Menschen begegnet sind und vielleicht immer noch begegnen.

Es sind nicht normale bürgerliche Menschen, aufgehoben in ihrer funktionierenden Umgebung, die hier schon immer leben, sondern Flüchtlinge, Menschen mit Migrationshintergrund, vielleicht auch Menschen aus unserer Gesellschaft, denen es schlechter geht. All diese Fragen, die sich auf Jesus beziehen, finden sich auf eine fast erschreckende Weise in den Schicksalen unserer Statisten wieder, und man kann sie unmittelbar auf sie anwenden. Z.B. wenn das Volk schreit „Weg, weg, weg“ mit ihm, oder, dass das Volk schreit „Wir haben ein Gesetz“ und das Gesetz ist das allerwichtigste oder, „Wer hat dich so geschlagen“, verhöhnt, verspottet. Jesu Schicksal lässt sich sehr einfach verbinden mit dem Schicksal unser Statisten und all der Menschen, von denen wir auch sprechen wollen. Sie helfen uns, eine zeitgenössische Geschichte zu erzählen, und nicht nur einfach eine Geschichte von einem Mann, der vor 2000 Jahren gelebt hat, sie helfen uns zu sagen: diese Geschichte ist heute genauso lebendig.

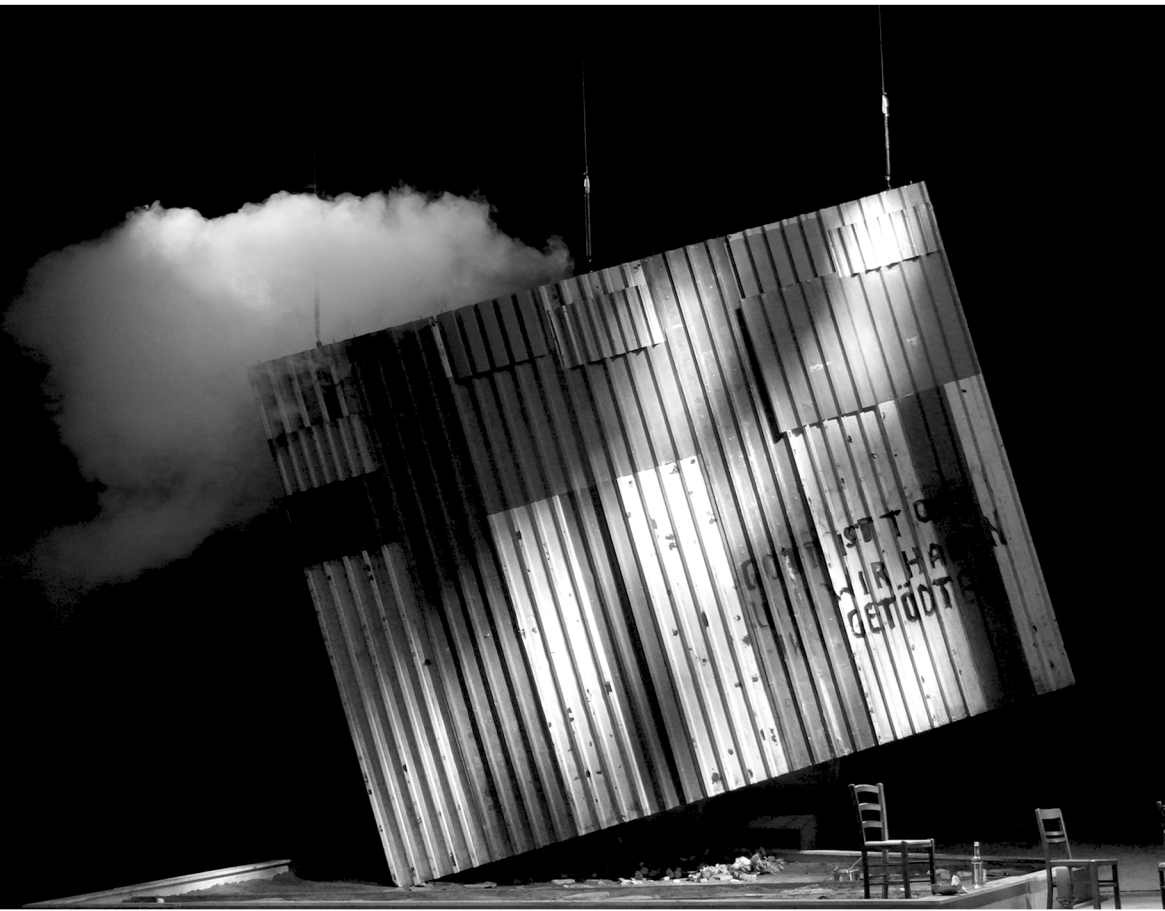
Eigentlich müsste es irgendwie weitergehen, aber ich habe im Moment keine konkrete Idee dazu. Und das liegt auch z. T. an dem ganzen System: ich komme aus Wien und wurde eingeladen vom Theater Wuppertal, aber ich fahre danach wieder zurück und bin nicht hier in der Stadt. Was passieren könnte, und das ist eigentlich lautes Träumen was ich jetzt sage, ist dass die Wuppertaler sagen, dass das ein interessantes Projekt war, und du warst der richtige Mann dafür, und lass uns nächstes Jahr ein Nachfolgeprojekt machen, oder in 2 Jahren. Natürlich wäre das ein schöner Gedanke. Es ist etwas entstanden zwischen uns und den Leuten, die mitmachen, was wirklich schade ist, wenn man es dann fallen lässt. Vielleicht waren wir nur ein Anlassgeber, ein Beginner auf einem Weg - vielleicht entwickelt sich daraus eine Arbeitsgruppe, das wäre natürlich toll, wenn man einen Impuls gesetzt hat. Diese Art von Arbeit ermöglicht ja, dass man über das Spiel und die Dinge, die man macht, sehr stark ins Gespräch und dadurch in enge Verbindung miteinander kommt.

Was Theater vielleicht kann, ist etwas herauszugreifen, und ein paar Dinge wegzulassen. Manches lassen wir weg, wir hören einander zu, es ist nicht so viel Lärm wie auf der Straße, es sind nicht alle Probleme und alle Fragen und alle lustvollen Sachen im Spiel, sondern nur ein paar bestimmte, von denen diese Geschichten handeln. Theater hat bestimmt den Effekt, dass man konzentriert über bestimmte Sachen redet. Menschen kommen uns besuchen, geben immerhin einen Abend lang von ihrer vermutlich wertvollen Zeit her. Also allein das, dass man sich hier versammelt und gemeinsam so ein Thema vornimmt, eine Geschichte vornimmt, ein Spiel sich vornimmt ist eine gute Idee, eine kulturelle Idee. So wie man sich früher am Lagerfeuer versammelt hat und sich Geschichten erzählt hat, so ist das Theater ein bisschen der Ort des Lagerfeuers.

Ich gehöre zu den Menschen, die das Thema Religion interessiert. Mich interessiert es wahrscheinlich deswegen, weil ich in einem Elternhaus aufgewachsen bin, in einer Familie, wo das eine große Rolle gespielt hat, und immer noch spielt. Daher habe ich mich relativ stark damit beschäftigt und habe komischerweise einen großen Respekt vor Religion. Ich finde, ganz vereinfacht ausgedrückt, es gibt eine weltliche Seite des Lebens und es gibt eine geistliche Seite des Lebens, und ich glaube, es gibt einfach nicht nur die weltliche Seite, sondern es gibt etwas anderes auch. Es gibt etwas, das über den Tod hinausführt. Für seine Kinder oder seinen geliebten Menschen würde man auch sterben, oder für sein geliebtes Land vielleicht sogar. Alle Gedanken, die jenseits von Rationalität oder Wirtschaft sind, also auch die Liebe und so, haben einfach eine andere Dimension, die mit den angebotenen Dingen in dieser Welt wie Politik oder Wirtschaft oder Unterhaltung nicht ausreichend bedient werden. Es gibt manchmal Momente, wo ich Religion in der Wirklichkeit auch gut finde, und nicht nur in meiner Fantasie; z.B. wenn ein Papst sagt, eigentlich gehört die Kirche zu den armen Leuten, oder wenn in Südamerika ein Bischof für die Indigenen eintritt.

Die Religion gehört zu den wenigen Kräften, die eigentlich eine Möglichkeit haben, auch für das Leben und die Gerechtigkeit zu kämpfen. Ich könnte Beispiele dafür anbringen, wie Martin Luther King: Der war ein amerikanischer Prediger und Baptist, und er hat aus seiner Religion ein gesellschaftliches wirksames Verhalten abgeleitet, und hat gesagt, ich muss für die Gerechtigkeit kämpfen. Die Jesusfigur in unserem Stück ist eine sehr ähnliche Figur, weil er kein Politiker war, kein Beamter, kein festangestellter Mensch im Büro. Er hat einfach gesagt: Wenn du das, was Glauben im weitesten Sinn meint, nämlich meine Verbindung mit dem Göttlichen, mit der anderen Seite des Menschen, ernst nimmst, wirst du auch bemerken, dass es hier jede Menge Menschen gibt, denen wir nicht gerecht werden, die wir benachteiligen. Und genau für die hat er sich eingesetzt. Da sehe ich den Platz der Religionen.





Wuppertaler Bühnen und Sinfonieorchester GmbH, Kurt-Drees-Straße 4, 42283 Wuppertal, wuppertaler-buehnen.de | Spielzeit 2014/2015 | Intendanz Oper: Toshiyuki Kamioka | Intendanz Schauspiel: Susanne Abbrederis | Kaufm. Geschäftsführung: Enno Schaarwächter | Aufsichtsratsvorsitzende: Bürgermeisterin Ursula Schulz | Gesamtedaktion, Konzeption, Gestaltung und Fotos: © Désirée Neumann, © Katja Rotrekl | Druck: Druckhaus Ley + Wiegandt GmbH+Co, Wuppertal



**Oper
Sinfonieorchester
Schauspiel
Wuppertal**